

Jüdische Korrespondenz



Monatsblatt des Jüdischen Kulturvereins Berlin e.V. Nissan/Ijar 5762 April 2002 Nr. 4 12. Jahrgang 1 20 €

Happy Birthday!

Von Stefan Schrader

So herrlich sonnig wie der Geburtstags-Sonntag wurde auch die Stimmung auf unserer Feier zum zwölften Jahrestag. Bis in den frühen Abend hinein kamen Gäste und überraschten mit Blumen, Süßigkeiten und Selbstgebackenem. In allen Räumen wurde sich unterhalten, man wechselte von Gruppe zu Gruppe, die Raucher trafen sich auf der Terrasse. Als Jossif Gofenberg (Goscha)



ans Klavier ging, wurde sofort enthusiastisch getanzt. Das steigerte sich mit Rabbiner Roth-



Fotos: Igor Chulmiev

schild als Repräsentant der Jüdischen Gemeinde, der »Happy birthday to you, dear Kulturverein« anstimmte und zu den Tanzenden stieß. Alle gratulierten zum 12. und wünschten sich gegenseitig 120 Jahre JKV. Gefragt wurde viel nach dem Stand der Probleme des Vereins. Vor allem besorgte russischsprachige Mitglieder, denen der Verein von Anfang an ein Wegbegleiter war, wollten genauer wissen, was getan werden könne. Ein trauriges Thema waren der Brandanschlag am gleichen Tag auf dem Berliner Jüdischen Friedhof in der Heerstraße und die angespannte Lage in Israel. Doch dass sich eine so heitere Gesellschaft feierend zusammenfand, ist auch ein Ergebnis der multi-kulturellen Aktivitäten und damit verbundener ganz neuer Freundschaften des Vereins.

Wo ist Hoffnung?

Von Irene Runge / Andreas Poetke

Von 220 möglichen Teilnehmerinnen und Teilnehmern kamen nur sieben Mitglieder neben dem JKV-Vorstand und drei »Klausur-Experten« zu jener Zusammenkunft, auf der Wege aus der tiefen Krise des Vereins zu diskutieren waren. Die kleine Zahl spiegelt in gewisser Weise ein Grundproblem des Vereins. Vorgelegt wurden eingangs die Ergebnisse der Klausuren (siehe »JK« 2 und 3/2002). Nach anfänglicher Sprachlosigkeit und Verzweiflung über das nicht mehr zu verdrängende Dilemma begann eine ernsthafte und aufrichtige Debatte. Konzentriert ging es 1. um die finanzielle Situation, die angesichts des Berliner Haushalts nicht grundlegend von außen verbessert werden kann, 2. um die eigentliche Tragödie der teils subjektiv, teils objektiv begründeten Inaktivität der Mitglieder, die sich am Vereinsleben und den damit verbundenen verwaltungstechnischen Fragen oft aus Altersgründen nicht beteiligen können oder durch Betätigungen in anderen Vereinen ausgelastet sind und keine kontinuierliche Arbeit im JKV übernehmen möchten, 3. um die Zusammensetzung des künftigen Vorstands und die Bildung von Beiräten und 4. ob der JKV seinen 1989/90 begründeten Zweck erfüllt hat und was aus einer solchen Erkenntnis folgen würde. In den vergangenen 12 Jahren sind wir zu einer erfolgreichen kulturellen Berliner Einrichtung geworden, eine Ergänzung der Jüdischen Gemeinde, ein »Zuhause« für Mitglieder, die den Holocaust überlebten, Re-Migranten, Widerstandskämpfer, Einwanderer und andere, nicht zuletzt für die multikulturelle Bevölkerung Berlins. Das ist viel. In allen bisherigen Vorständen haben Einzelpersonen stets ein großes Maß Einsatzbereitschaft gezeigt, aber zusammengerechnet hat es nicht ausgereicht, um die Wachstumsprozesse angesichts der neuen Erfordernisse kollektiv und vorausblickend zu steuern. So wurde beispielsweise der Zusammenhang von Mitgliederaktivität für das Vereinsleben und zusätzlicher Projektarbeit unterschätzt. Eine Analyse ergab, dass jede zwei-

te Veranstaltung dem Satzungsinhalt entspricht und von Mitgliedern, nicht aber wie bisher nur von Repräsentanten betreut werden müsste.

Für unsere geförderten, abrechnungs- wie nachweispflichtigen Projekte, die der Begegnung zwischen Kulturen und Altersgruppen, Holocaustüberlebenden, russischsprachigen Einwanderern, anderen Migranten und der Berliner Bevölkerung dienen, könnten 2001 sechs Mitarbeiter eingestellt werden. Zwei der drei Projekte (5 von 6 Mitarbeitern) enden am 30. Juni 2002.

Vom Gipfel des Erfolgs her lässt sich gut erkennen, wo die Abgründe lauern, in die stürzen muss, wer sich den Herausforderungen der Zeit nicht anpassen kann. Das meint auch in unserem Fall kluges Management, kollektives Vorstandshandeln, ehrenamtliche Mitwirkung und die nur mit Hilfe von Aktivisten zu erarbeitenden Möglichkeiten der finanziellen Absicherung über den 30. Juni kommenden Jahres hinaus.

Was wird sein, wenn unsere Mietmittel zum 1. Juli 2003 aufgebraucht sind, und wenn es dann weder ABM, noch Geld und auch keinen Zustrom an Ehrenamtlichen gibt?

Um das Vereinsleben in der bisherigen Qualität und Quantität fortzuführen, wäre wohl ein Mitgliedsbeitrag von 1 000 Euro pro Person und Jahr erforderlich, eine Summe, die niemand von uns erbringen kann. Doch selbst das würde nicht reichen, wenn nicht mindestens 50 Mitglieder mindestens 50 Stunden pro Jahr im Verein tätig sind, um allein die satzungsgemäßen Veranstaltungen zu betreuen. Damit wäre aber noch kein Brief geschrieben, keine »JK« produziert usw.

Die Debatte drehte sich teilweise im Kreise, denn es fiel schwer, sich die Härte der Realität in aller Konsequenz vorzustellen. Tatsache ist, dass - wenn das Ruder nicht herumgerissen werden kann - der Jüdische Kulturverein Berlin zum 30. Juni 2003 seine Arbeit einstellen und seine Räume verlassen wird. Eine nachfolgende Mitgliederversammlung muss dann nach über 13 Jahren die JKV-Auflösung beschließen.

Die Teilnehmer der Diskussion um die Zukunft des Vereins waren sich einig, dass es am 26. Mai um die Wahl eines Vorstandes geht, der die Qual haben wird, als energischer Geburtshelfer neuer Ideen oder als Totengräber des Bisherigen zu fungieren. Das verlangt nach koordinierender Einsatzfreude und relativer Belastbarkeit. Gesucht werden zudem Mitglieder, die sich in Beiräten verschiedener Anliegen annehmen wollen.

Wir als Autoren sind nicht die einzigen, die sich wie in einem Labyrinth fühlen, dessen Ausgänge versperrt scheinen, obgleich das Licht an einigen Stellen hereinblinzelt. (siehe auch S.2/3)

Unsere Mitarbeiter und die Aktivistinnen Johann Colden, Inna D. Orlowski, Stefan Schrader, Leni Lopez, Jurij Zeitlin, Wolfgang P. Schulz haben den 12. Geburtstag ganz wunderbar betreut. Danke sagen dafür Irene Runge, Andreas Poetke, Marlies Mahler als Geschäftsführender Vorstand

Was war mit der »Affäre Blum«?

Von Jan Kochab

»Affäre Blum«, ja, das war damals, in der notgeprägten Enge der Nachkriegszeit ein Lichtblick im neu sich erhellenden kulturellen Leben. Denn da war auch Orientierungsmot, nicht zuletzt unter uns Jungen, die eben Drittes Reich und Krieg überlebt hatten. Auch die der Verfolgung Entnommenen bedürften der Neuorientierung, wollten wissen, was da eigentlich los war und wo das herkam. Filme wie »Affäre Blum«, gedreht von der in der Sowjetzone neu gegründeten Filmgesellschaft DFZ, konnten da helfen. So mancher meint, Judenverfolgung im Dritten Reich sei ein von allem Anfang gemiedenes Thema gewesen in diesem Osten, als es um die vielfältigen Aufgaben demokratischer Erneuerung ging, wie sie Programm des Kulturbunds war. Aber der Film »Ehe im Schatten« über das Schauspielerehepaar Gottschalk, mit Recht gerühmt und viel gespielt, steht eben nicht allein. Ein Streifen wie »Affäre Blum« kann sich gut daneben sehen lassen, überträgt ihn vielleicht sogar. Der Filmhistoriker Frank Stern (Tel Aviv) wird nicht müde, diesen Umerziehungsvorsprung der DFZ rühmend hervorzuheben. Konrad Wolf und Angel Wagenstein konnten das später mit dem Film »Sterne« weiterführen. Gerhard Schoenberger, langjähriger Leiter der Gedenkstätte Wannsee-Konferenz, erinnerte in einem JKV-Vortrag an diese Zusammenhänge und vergaß nicht darauf hinzuweisen, dass Antifaschisten in der Bundesrepublik immer wieder auf solche Leistungen der DFZ zurückgreifen mussten, wenn sie mit Mitteln des Spielfilms zeitgeschichtliche Bildungsarbeit leisten wollten, weil es im deutschsprachigen Raum viel zu lange wenig Vergleichbares gab. Er merkte auch an, dass »Affäre Blum« einen Rechtsfall der Weimarer Zeit ziemlich detailliert und mit zwingender kriminalistischer Logik spannend nacherzählt, den Fall eines nur knapp und mit Mühe verhandelten schweren Justizirrtums, um nicht zu sagen Justizmord; vor klar antisemitischem Hintergrund. Nur die Namen sind verändert. Ein hochstaplerischer Raubmörder – bekennender Nationalsozialist – hat gemeinsam mit seiner Freundin, die er zur Mitwirkung nötigt, einen Buchhalter ermordet, um dessen Barschaft an sich zu bringen. Polizeiliche Ermittler und deutschnationale Justiz legen dem Verdächtigen schon in der Voruntersuchung nahe, die Tat dem Chef des Ermordeten, einem jüdischen Fabrikanten, in die Schuhe zu schreiben. Nur den gegen schwere Widerstände durchgeführten Ermittlungen eines Berliner Kriminalisten ist zu danken, daß der Beschuldigte kurz vor dem Prozeß entlastet wird und die Mordtat aufgedeckt werden kann. Soweit der Film von Erich Engel. Was den historischen Rechtsfall angeht, konnte Hans Stern auf Grund eigener Nachforschungen ergänzen. Es handelt sich um den sogenannten Fall »Kölling Haas«, der in den

Jahren 1926/27 die Magdeburger Justiz beschäftigte. Ungeheuerlich vor allem, was von der Nachgeschichte nach 1933 und nach 1945 zutage kam, die im Film keine Rolle mehr spielt. Untersuchungsrichter Kölling und Landgerichtsdirektor Hoffmann bekamen seinerzeit zwar eine Disziplinarstrafe, wurden aber nach 1933 sofort in höhere richterliche Stellungen berufen. Was einst ein Dienstvergehen war, wurde nunmehr als Verdienst um die Sache des Nazismus angerechnet, und so es die Verfolgung eines Unschuldigen. Der war ja Jude. Kriminalkommissar Jenhold der falsche Aufklärungswege ging, wurde nach 1933 ein gefürchteter Gestapoagent. Von der britischen Besatzungsmacht inhaftiert, mußte er sich vor einem Schwurgericht wegen Dienstvergehen im Amt verantworten. Der Magdeburger Oberpräsident Otto Hörning, Gründer des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold, der den Rechtsfall umsichtig vorantreibend und aus Berlin den bewährten Kriminalkommissar Busdorf heranholte und für die Untersuchung des Falles des falsch beschuldigten Unternehmers Rudolf Haas gewann, war eine eigenwillige Persönlichkeit und wurde schon 1932 aus der SPD und dem Reichsbanner ausgeschlossen. Bis 1937 lebte er zurückgezogen in Berlin. Heinz Braun, der Verteidiger von Rudolf Haas, veröffentlichte schon 1928 eine Darstellung des Falles, wurde später saarländischer Justizminister. Schwerfällisch die Geschehnisse im späteren Leben des Richard Schroder, der den Kaufmann Hermann Helling, das Opfer, ermordet hatte. Zum Tode verurteilt, wurde er zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt. Nach 1945 wird er von amerikanischen Soldaten unverdientermaßen befreit. Er stirbt und fälscht mehrfach Personalpapiere, lebt mal unter falschem, mal unter seinem richtigen Namen. Er sucht Anschluß an die Arbeiterpartei (!) und spielt da sogar vorübergehend eine Rolle als Wortführer. Die scheint ihm nicht sonderlich gelegen zu haben, denn bald bildet er Banden von Schiebern und Schwarzhändlern. Im Kreis Wandelbein bei Magdeburg tyrannisieren er und seine Spießgesellen die Umgebung. Es kommt zu Einbruchdiebstählen, illegalen Beschlagnahmen, zu Hausdurchsuchungen, nicht selten zu Morddrohungen. Einen Ortsbürgermeister kann er in den Nerven zusammenbrechen treiben. Der aber erkennt ihn an Hand einer alten Veröffentlichung als den Mörder von damals. 1947 erneut vor Gericht, wird er von den Volksrichtern endlich hinter Schloß und Riegel gebracht. Tragisch das Geschick des Ehepaars Haas. Der Mörder mußte Rudolf Haas zwar vollständig entlasten. Aber die Tatsache des Verfahrens verfolgte Haas trotz erwiesener Unschuld weiter. Immer wieder trauerten Verdächtigungen auf Rudolf Haas und seine Frau nahmen sich das Leben. Kein Nachschlagewerk nennt sie. Nur der Film »Affäre Blum« setzt ihnen ein Denkmal. Ein würdiges, wie man sagen muß. Zeitgenössisch machte der Fall Schlagzeilen. Die führenden Darstellungen der Weimarer Zeit erwähnen ihn nicht. Nur den Schriftsteller Robert Stemmle, Drehbuchautor des Films, ließ der Fall nichts los. Seiner Darstellung verdanken sich diese Angaben.

Alltag in der NS-Zeit

Von Adam Sachs

Der Schriftsteller Tom Lampert war Gast im JKV, um sein neues Buch »Ein einziges Leben: Acht Geschichten aus dem Krieg« vorzustellen. Das Durchschnittsalter der anwesenden Zuhörer war überraschend gering, was auch auf Besucher aus den USA zurückzuführen ist. Obwohl Lampert selbst Amerikaner ist, hat er sein ungewöhnliches Buch auf Deutsch geschrieben. Diese Buchvorstellung und Lesung war eine gemeinsame Veranstaltung des JKV und der Rosa-Luxemburg-Stiftung. Der Abend bezog sich auf den 60. Jahrestag der Wannsee-Konferenz, auf der die »endgültige Lösung der Judenfrage« beschlossen worden war. Tom Lamperts Vorlesung kann als Ergänzung zu diesem Beschluss gesehen werden. Sein Stil ist durch einen sachlichen, unterschwellig lakonischen Ton gekennzeichnet, die Handlung ist als eine Beschreibung von Tatsachen zu sehen und basiert auf der Suggestivkraft der Aktensprache. Lampert machte es sich zur Aufgabe, keinen eigenen Satz zu schreiben, sondern er arbeitete Betsätze als Paraphrasen. Das Buch ist als reine Rekonstruktion von acht biographischen Geschichten aus dem Krieg in Form einer Collage ohne historische Deutung zu sehen. Es basiert auf historischen Dokumenten und verzichtet auf jegliche Erklärungen oder Deutungen, wobei das Material ohne Stereotype oder zwanghafte Argumentationslinien auskommt. Lamperts Buch ist ein neuer Versuch, die Suche nach einer neuen Sprache. Endlich findet der Leser Raum zu denken, gerade weil die einfache Information völlig ausreicht, kein betroffenes Statement, kein unnötiger Jargon und keine politischen Erklärungen. Die Thematik besteht aus verschiedenen Formen des Widerstandes in der NS-Zeit, die nicht in klassische Deutungsmuster hineingepaßt. Daware zum Beispiel der 74-jährige Rentner, der hingerichtet wurde, weil er in einer Bedürfnisanstalt, »Hitler, du Massenmörder, du mußt ermordet werden« an die Wand geschrieben hat. Er ist kein Held oder Führer einer Widerstandsgruppe, sondern anonym und verwirrt, und Lampert macht dies exemplarisch anhand abgekürzter Namen deutlich. Obwohl viele meinten und hofften bereits alles zu wissen oder nichts mehr hören wollten, überraschte die acht Randfiguren auch die Experten. Da wäre zum Beispiel noch die Geschichte von Miriam Psers erfolgreiche Auswanderung nach Palästina zu erwähnen, die soweit gelungen zu sein scheint. Aber sie kommt in Palästina nicht zu recht und wird für eine psychiatrische Behandlung zurück nach Deutschland geschickt. Dort verheimlicht sie ihre Identität, hat eine Affäre mit einem Nazi und wird schließlich im Zuge der Euthanasie ermordet. Dann gibt es noch einen ungewöhnlichen Later, eine authentische Persönlichkeit, den Hund eines Nazis in Treblinka oder Karl L., der eine Antwort auf die Frage, was Gerechtigkeit innerhalb einer KZ-Gemeinschaft ausmacht, sucht, eine Frage unter vielen, die in diesem Buch gestellt werden, und auf die es keine Antwort gibt. Eigentlich beinhaltet dieses Buch keine Geschichten, sondern Dokumentationen, die sich wie Geschichten lesen lassen, da sie zum Leben erweckt werden. Obwohl alle Charaktere Grenzfiguren sind, versucht Lampert sie mehr als Einzeltäter zu sehen. Die Kluft Trennung zwischen Opfer und Täter wird verwischt. Karl L. oder von Wilhelm K. getötet wird, ist das einzige Leben, das gerettet wurde, worauf sich der Buchtitel bezieht. Wilhelm K. gab gleichzeitig den Befehl für die Ermordung von sowjetischen Juden außerhalb der Stadtgrenzen. Später verteidigt er Bonbons an jüdische Kinder, aus monstrosen Sentimentalität oder weil er ein einfühlsames Monster ist. Lampert sucht das menschliche Moment in einer schrecklichen Zeit, ohne dabei zu beschönigen oder Schuldgefühle zu provozieren. Er sucht den Moment, in dem das Verhalten anders ausfällt als erwartet. Lampert legt Wert auf die Kleinigkeiten, die normalerweise nicht interessant sind. So erwähnt er beispielsweise, dass Miriam versucht, auf dem Balkon in der Psychiatrischen Anstalt braun zu werden. In diesem Buch wird ein anderer Umgang mit den Quellen gepflegt. Dies konnte zu Unzufriedenheit in der etablierten Geschichtswissenschaft führen. In beiden deutschen Staaten ist so eine Art von Geschichtsschreibung lange verhindert worden. Der Widerstand hängt zusammen mit einer Verdrängung, die den alltäglichen Faschismus nicht wahrnimmt, anstatt Widerstand gegen neofaschistische Züge zu ergreifen. Hier wird der Alltagsausgang Zeit heraus betrachtet. Bestimmte Klischees werden angegriffen, Miriam gegen Anne, Wilhelm gegen Schindler, aber der Punkt ist, dass man nicht weniger Opfer ist, nur weil man kleine Betrügereien begeht. Lampert hält somit Ambivalenz und Ambiguität aufrecht. Sein geschichtliches Experiment bewegt sich jenseits festgelegter Formen und den Vorschriften, was man hätte tun sollen. Diese Randphänomene tragen Was besagen Faschismus-Theorien? Er liefert keine eindeutige Erklärung. Seine Autorität schweigt, inspiriert von Wittgenstein, »Was der Leser auch kann, das überlässt dem Leser.« Ist eine solche Distanz nur möglich für diejenigen, welche außerhalb einer deutschen Subjekt-Position stehen? Tom Lampert zeigt somit nicht nur naive Dokumentargläubigkeit, sondern dass man, wenn Betroffenheit zur Gewohnheitsgewandelt ist, dann erst recht einen Ausweg braucht, um Geschichte in einem neuen Licht erscheinen zu lassen.

Juden in Venedig

Von Johanan Trilse-Finkelstein

Der Wanderer kommt über Flüsse ins Getto, denn die Kanäle heißen hier Rio, gar Rio di Getto nuovo. Dieser trennt das Neue Getto vom alten (Getto moissimo). Der Wanderer geht über eine Brücke und durch einen Hausgang und ist auf dem schönen Campo di Getto nuovo. Schon mit einer Ausnahme dem Stacheldraht aus nationalsozialistischer Zeit, der wie ein KZ-Zaun aussieht, was er sein sollte, als das 1797 durch die Franzosen unter Napoleon Bonaparte nach dem Sieg von Rivoli und dem Frieden von Campo Formio und der Einnahme Venedigs aufgelöste Getto in den vier-



Synagoge Scuola Grande Tedesca, gegründet 1528/29

ziger Jahren wiedererrichtet worden war. Heute erinnern Gedenktafeln und eine Plastik an die neueren Verbrechen. Ein Fünftel der venezianischen Juden war vernichtet worden, trotz der Solidarität großer Teile der italienischen Bevölkerung. Nun sind Juden nicht erst seit dem 16. Jahrhundert dort. Nach Rom kamen sie zur Zeit der Makkabäer vor ca. 2200 Jahren. In Gemeinschaften lebten sie seit den Reformen des Pompejus nach Niedergang des weströmischen Reiches. Genossen sie Schutz der Germanenherrscher wie Theoderich oder Karl der Grosse. Die erste Synagoge in Venedig ist auf das Ende des 8. Jahrhunderts zu datieren. Aus der deutschen Vorherrschaft lässt sich die Niederlassung vor allem von Juden aus Deutschland erklären, die Venedig zunächst keine Konkurrenz im Levante-Handel waren, um Unterschiede zu den aus dem Osten kommenden, die schon im 10. Jahrhundert unter strengen Verboten standen. Gegen Ende des 11. Jahrhunderts belebte es sich, aus dem Norden wie aus dem Süden. Von dort kamen die italienischen Juden, die stets großen Wert auf ihre volle Eigenständigkeit gelegt haben und weder mit Sefarden noch Levantiniern verwechselt werden mochten. Sie erhielten zeitweise die »condotta«, die offizielle Aufenthaltsgenehmigung, und durften 1386 einen Friedhof auf dem Lido anlegen. 1497 freilich war die Planklage für längere Zeit aufgehoben, es kamen unruhige Zeiten, doch keine mordenschen. Venedig wie Italien überhaupt behandelte ihre Juden besser als die Deutschen. Der Handel ging weiter, es gab Beschreibungen, Grundbesitz durfte nicht sein, die Abgaben waren hoch. Im Krieg gegen die Liga von Cambrai, der Venedig in bedrohliche Lage gebracht hatte, kam ernste Gefahr für Juden auf. Der »Volkszorn« war gegen sie ge-

richtet, sie verbargen sich in den Lagunen, verteidigten sich. Im Ergebnis kam es zu einem eigenen Gebiet, zum »Getto«, dem heutigen Viertel in der Nähe der Pfarrei St. Gerolamo, wo sich eine Gieserie befand, die heisst italienisch »Getto«, Getto im Sinne von Einschließung und Ausgrenzung, als Strafe, war es 1555 durch Papst Urban IV. Erst jetzt war die jüdische Minderheit für Jahrhunderte in strengem Sinne ghettoisiert. Doch auch in dieser Zeit blieb die italienische Variante mild. Juden blieben Aussenseiter, Terror war ihnen weitgehend erspart geblieben. Das Getto wuchs schnell, in der genannten Blütezeit lebten etwa 5000 Juden dort. (Die Angaben für heute schwanken, im beschriebenen Gebiet und als Gemeindeglieder werden 450 angegeben, über Venedig verteilt etwa 1000). Zwischen 1519 - 1529 entstand die älteste der noch bestehenden Synagogen, die Scuola Grande Tedesca, 1531/32 die Scuola Canton (nach einer deutschen Bankerfamilie als privates Bethaus für aschenasischen Ritus). Die Juden Venedigs bildeten unter sich kleinere Gemeinschaften, die »Universita' mit Synagoge und Rabbiner, besonderer Verwaltung, so erklernten sich die zahlreichen Gotteshäuser auf kleinem Raum. 1538 bauten die jüdisch-levantinischen Kaulleute, für Venedig besonders wichtig, ihre Scuola Levantina, die schönste. Was sich fast ebenso für die Scuola Spagnola behaupten liesse, die derzeit restauriert wird. Alle vier sind ausserlich arm, in Wohnhäusern, im Innern prächtig und deuten auf Reichtum, Aron und Bima sind von erheblichem Kunstwert. Der Wanderer schliesst sich einer Führung an, die vom Museum durch drei Synagogen führt, will auch die ändern sehen, und mit Deborah von der Gemeinde ist das möglich. Sie erzählt vom Gemeinleben. Nicht alle Synagogen werden gebraucht, meist nur die deutsche (für Ashkenasim), die Levantina (für italienische), und in der kleinen Jeschiva Luzzato, aus dem Atrium der Levantina gebildet, versammeln sich die Sefarden. Eine Skulptur erinnert an den jüdischen Philantropen und Zionisten-Vorgänger Sir Moses Montefiore (1784 - 1885), der 1875 den Ort besuchte. Das Museum ist reich an Schätzen (Toraschmuck vor allem) auch Handschriften, eine Chuppa, ein Sessel für den Propheten Eliahu, Lampen, wertvolle Familienstücke, die meisten venezianische Arbeiten. Freilich wenig zur Geschichte. Ausstellungsmethodik und Museumstechnik nehmen sich bescheiden aus. Im Museumsshop kann man gute Bücher, CD, Kassetten, Grafiken kaufen, ein paar Schritte weiter religiöse und andere Gegenstände aus Murano-Glas. Man kann koscher essen und einen guten Wein trinken - alles nebenan. So ein »Getto« war stets eine kleine Stadt für sich - ein wenig ist es das noch immer. Ein Museum zwar und dennoch ein lebendes Gemeinwesen. Ich treffe eine Ubawitscher, und wir unterhalten uns. Warum alles verschlossen gewesen sei, was tut ein Ortstreiber in den Feiertagen? Es sei alles bekannt gewesen innerhalb, meinte er aber Aushänge konnten sie nicht anbringen - aus Sicherheitsgründen. Ich bedauere, er bedauert, wir sagen Schalom zum Abschied.

Aktuelle Informationen aus Israel:
Medienpiegel der BRD-Botschaft Tel Aviv <http://www.germanemb.org> /
News-Media asp,
Newsletter des israelischen Außenministeriums <http://www.israel.org/mfa/go.asp?MFAH0dno0> und Mitteilungen der Israeliischen Verteidigungskräfte <http://www.idf.il/english/news/main.stm>